

Das geniale Rennpferd

campus
Muristalden
Gymnasium

Kathy Zarnegin

Ein aufmunternd – kritischer Blick von aussen auf unser Leitbild

Die Rede ist von "wissenden Lehrpersonen" und "unwissenden Schüler/-innen", gefolgt vom Nachdenken darüber, welche Rolle bei der Begegnung im Schulzimmer die Projektionen und das Begehren spielen... Ein hintergründig – humorvoller Blick auf die Schule als "Tempel des Geistes".

Dieses Referat wurde gehalten an der Gymnasiums – Retraite in Quarten im Juli 2002, an der unter dem Motto "Die Menschen stärken, die Sachen klären" über die praktische Umsetzung des Leitbildes diskutiert wurde.

Impressum

"Momente" ist ein schriftliches Denk-, Sprach- und Kommunikationsforum am Gymnasium Muristalden in Bern. Am Muristalden Tätige und Gäste, präsentieren hier Gedanken, Reflexionen, Perspektiven, Aufsätze, Produkte.

In ihrer Bedeutung sind Momente (lat. *movere*) kritische, ausschlaggebende, bewegende Augenblicke. Um solche geht es hier *ansatzweise*.

Parallel zur "DenkBar", dem mündlichen Denk- und Reflexionsforum am Muristalden, werden in "Momente" Fragen der Bildung, der Schulentwicklung, der Jugend, der Ethik, des Unterrichts, des Alltags, der Zeit besprochen. Es erscheinen hier sowohl Sonderabdrucke von publizierten als auch speziell für "Momente" redigierte Texte.

"Momente" wird als Print- und als Internetmedium produziert. Im Erscheinungsbild hat es Alltags- und Gebrauchscharakter. Die Sprachprodukte werden einer dem Gymnasium Muristalden nahe stehenden Leserschaft zugänglich gemacht, welches ausdrücklich bereit ist, sich lesend den "Menschen und Sachen" hier zuzuwenden.

In der Schriftenreihe "Momente" sind bisher erschienen:

Nr. 1 1998 Von Bildern, ihren Schatten und der Freiheit hinauszutreten

Nr. 2 1999 Qualm

Nr. 3 2000 Das Gymnasium steht

Nr. 4 2001 Spiegelung mit anderen Gymnasien

Nr. 5 2002 Die neuen Lernenden

Nr. 6 2002 Das geniale Rennpferd

Zum Autor

Kathy Zarnegin hat in Basel Philosophie studiert und in Zürich in vergleichender Literaturwissenschaft promoviert. Sie ist ausgebildete Psychoanalytikerin und Autorin von zahlreichen Artikeln, Aufsätzen und literarischen Publikationen. In unregelmässigen Abständen werden ihre Essays in der Samstagsbeilage der "Basler Zeitung" veröffentlicht.

Redaktion dieser Ausgabe

Andreas Hohn

© Gymnasium Muristalden Bern 2002 www.muristalden.com

18.10.2002 AHo/SNo

1

Das geniale Rennpferd

Robert Musil hatte in seinem Jahrhundertroman u.a. die Feststellung gemacht, dass man selbst im Reiche der Wahrheit nur für ältere Gelehrte Bewunderung hegt, nicht zuletzt deshalb, weil es von diesen abhängt, ob man die Habilitation oder Professur erreicht oder nicht. Nun, da ich weder die eine noch die andere erreicht habe und ganz im Sinne Musils das bin, was man gemeinhin die „Hoffnung“ nennt, möchte ich mich recht herzlich für ihre Einladung bedanken. Vielleicht sind Sie einverstanden mit mir, dass man „Den Mann ohne Eigenschaften“ als einen paradigmatischen modernen Bildungsroman lesen könnte. Ich werde meinen Text mit Hilfe von einigen signifikanten Bemerkungen Musils zum Thema Bildung zu ordnen versuchen.

Das Kapitel, dem ich die obige Pointe entnommen habe, trägt den Titel „Ein geniales Rennpferd reift die Erkenntnis, ein Mann ohne Eigenschaften zu sein“. Hier dämmert es dem Romanhelden Musils, dass in einer Welt, in der Fussballspielern und Rennpferden Genie zugesprochen wird, in einer Welt, in der Geist nur noch als Gespenst „in den Lehrkörpern der Gymnasien“ vorkommt, er einen anderen Weg einschlagen muss, um „eine angemessene Anerkennung seiner Fähigkeiten zu suchen“.

„Nun haben aber noch dazu ein Pferd und ein Boxmeister vor einem grossen Geist voraus, dass sich ihre Leistung und Bedeutung einwandfrei messen lässt und der Beste unter ihnen auch wirklich als der Beste erkannt wird, und auf diese Weise sind der Stoff und die Sachlichkeit verdientermassen an die Reihe gekommen, die veralteten Begriffe von Genie und menschlicher Grösse zu verdrängen“ (S.45).

Nun, wie Sie wissen, schickt Musil seinen Helden mit dem Programm der Selbstsuche auf Wahrheitssuche.

Damit dürfen einige Stichworte, worum es mir in der Folge geht, gegeben sein: Die Wertverschiebung versus tradierter Bildungsanspruch, aber auch die daraus resultierende Frage nach Sinn, Identität, und Würde sind heute nicht minder brisant als vor knapp hundert Jahren. Allerdings dürfte uns das „geniale Rennpferd“ Musils in Anbetracht der Geschwindigkeitserfahrungen, die wir heute kennen, etwas naiv vorkommen, denn im Zeitalter des PC ist die PS wohl eine obsoletere Angelegenheit. Das Verblässen des einstigen Symbols der Geschwindigkeit bzw. die Möglichkeit der unendlichen Erfahrung der Simultaneität verdeutlicht proportional die Akutheit der aktuellen Dissonanzen, denn unser Bildungsanspruch, unser Bildungsbegriff hat sich nicht so gross verändert. Es gibt Schulen – und mir scheint, dass der Muristalden dazugehört – die sogar den Mut aufbringen, sich in ihrem Leitbild auf den Begriff Bildung zu beziehen (lassen wir beiseite, dass so etwas wie ein Leitbild implizit auf etwas Konstruktives, Bildnerisches Bezug nimmt). Mindestens ein Problem ist jedoch bei der Fixierung auf das Gespenst „Geist“

vorprogrammiert: Je intensiver der Anspruch auf eine Bildungskultur, desto krasser alles, was sich ausserhalb dieses Feldes befindet. Anders gesagt: Wenn der berühmte Spruch „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas“ uns einleuchtet, dann nicht wegen vermeintlicher Nähe der beiden Zustände als vielmehr wegen der schwindelerregenden Tiefe dazwischen, in die man hinabstürzen kann. Als Lehrende befinde ich mich also in einer Konstellation, die überspitzt formuliert aus folgenden drei Instanzen bestehen könnte: 1. der verkehrten Welt ausserhalb (zu der wir alle paradoxerweise doch gehören) 2. meinem eigenen Ich, das wir eher monadisch zu verstehen pflegen 3. dem anderen, der das Ziel meines Anspruches ist, der das Gelingen meines Anspruches bewahrheiten soll, der mir vielleicht auch im Wege steht (das können die Schüler, das kann aber auch die Institution „Schule“ sein).

Warum ist die Welt verkehrt, wenn ich mich durch den Anspruch auf Bildung definiere?

Sie erinnern sich vielleicht an das vorherige Zitat: „und auf diese Weise sind der Sport und die Sachlichkeit verdientermassen an die Reihe gekommen, die veralteten Begriffe von Genie und menschlicher Grösse zu verdrängen.“ Die Gegenüberstellungen, die Musil vornimmt, sind uns geläufig: Sport versus Genie (körperliche Leistung versus geistige), Sachlichkeit versus menschliche Grösse (Ökonomie versus Ethik).

Die neue Wende, die Robert Musil im Körperlichen meint entdeckt zu haben, ist uns gewiss nicht fremd. Im Gegenteil. Zwei Aspekte haben sich jedoch seit Musil stark verändert: 1. die unverhohlene, ja obszöne Bedeutung, die der Körper in unserer Gesellschaft errungen hat, und 2. die Akzentverschiebung von der Leistung zum Wohlbefinden.

Welt als Eldorado des Fleisches – Schule als Templum des Geistes

Nicht mehr die geistig-seelische Arbeit soll es sein, die dem Menschen gut tut, sondern einzig und allein die körperliche (man vergleiche dazu den exorbitanten Zuwachs an körperzentrierten Methoden im Bereich Alternativmedizin!).

Nicht mehr die Haltung als Subjekt ist gefragt, sondern man möchte heute viel mehr das Objekt einer Handlung, einer Geste, von etwas, das einem widerfährt, sein – einer Massage zum Beispiel.

Es ist nicht die sportliche Aktivität allein, die die Menschenmassen zum gemeinsamen Schwitzen verführt. Es ist das Fantasma von „Ich tue mir etwas Gutes“ und zwar nach dem Motto „weil ich es mir wert bin“. Für diese Haltung hat sich in den letzten Jahren die Goldgrube „Wellness“ einen Namen geschaffen.

Nebst Depression scheint also eine neue Krankheit die Runden zu machen, die ich als Genussucht bezeichnen würde. Diese Sucht ist zirkulär (indirekt auch tautologisch). Sie hat, wie es sich fürs Geniessen gehört, sowohl denselben Ausgangspunkt als auch dasselbe Medium und Ziel: unseren Körper.

Ein anderes Feld: Schauen Sie sich an, welche Bedeutung das Essen heute errungen hat. Esswaren sollen nicht einfach sättigen und schmecken, sie sollen darüber hinaus auch etwas Imaginäres (als Vorstellung, Erinnerung, Gefühl, etc.) auslösen. Das Essen soll den Status quo des Seins (esse) aufmöbeln. Als ob das Wissen allein nicht genüge, dass wir beim Essen erstens zu den Privilegierten dieser Erde gehören, weil wir überhaupt etwas zu essen haben, und zweitens, dass wir heute beim Essen dem Körper ohnehin geben, was er braucht. Der neue Kult ums Essen verlangt mehr: Er besagt, dass unser Körper Ansprüche stellt, und darum soll er, wenn er etwas zu essen bekommt, auch zu wissen bekommen, dass dies ihm gut tut. Man könnte meinen, seit die Menschen keine Geheimnisse mehr füreinander bereit haben, dass das, was sich einverleiben, symbolisch darstellt, was diese Geheimnisse je hätten sein können. Wir befinden uns somit in der Epoche der „éducation corporelle“. Und dies dürfte auch die logische Reihenfolge der Dinge sein: Nach der Bildung der Vernunft in der Aufklärung folgte die Bildung des Herzens und nun turnusgemäss die des Körpers – „Body-Building“ ist nicht grundlos ein zeitgenössischer Signifikant.

Nichts tut uns momentan so gut wie essen. Hier nur ein paar Beispiele:

Die Kosmetikbranche setzt in letzter Zeit hauptsächlich Nahrungsmittel – vorwiegend Früchte, neuerdings aber auch Gemüse – als das Ultimativum von schönheitsspendenden Elementen ein: Orangen, Trauben, Oliven, Karotten, Salat etc. Unter Beimischung von Kräutern (beliebt sind Basilikum oder Thymian) entsteht sogar gelegentlich ein Pot-au-feu – man könnte fast meinen, beim Schönheitsprodukt handle es sich um einen zur Salbe gemixten Quick-Lunch. Immerhin haben gewisse Hersteller die Selbstironie nicht vergessen und nennen ihr Produkt folgerichtig „crème gourmande“.

Ein weiteres Beispiel: Die Pharmaindustrie ihrerseits setzt die Sache mit dem Geniessen durch Functional Food eins zu eins um. Dabei handelt es sich um Lebensmittel, die nicht nur der Ernährung dienen, sondern auch weitere Funktionen erfüllen sollen, zum Beispiel: Kaugummi, das die Hirnaktivität steigert und Joghurt, der die Abwehrkräfte stärkt. Neuentwicklungen auch in diesem Bereich sollen häufig allgemein das seelische Wohlbefinden heben. Was jedoch über die tatsächliche Wirkungsweise der meisten Functional-Food-Produkte mit Sicherheit gesagt werden kann, ist, dass häufig nur der Placebo-Effekt wirkt. Mit Functional Food können wir also Zeit sparen. Die Botschaft ist hier eindeutig: Essen ist ein Heilmittel.

Aus dieser fatalen Umkehrung hat sich mittlerweile ergeben, dass die Lebensmittelketten sich an Apotheken revanchieren, indem sie umgekehrt ihre Kundschaft mit gesundheitsspendenden Heilmitteln aller Art – genuin pharmazeutische Verkaufsgüter also – versorgen.

Und noch eins: Nahrungsmitteln begegnen wir nicht mehr in den Nahrungsmittelabteilungen der Fachgeschäfte allein, sondern auch dort, wo wir sie am wenigsten erwarten: in den Buchhandlungen. Mit handschriftlichen Etiketten versehene Olivenölfaschen oder

eingelegte Tomaten sollen als begleitende Italianità die Lektüre erheitern – zum Beispiel zu einem Buchsalat mit italienischem Dressing -, falls letztere doch noch langweilig sein sollte. Oder kann es jemand erklären, was Olivenöl in einer (nicht auf Kochbücher spezialisierten) Buchhandlung zu suchen hat?

Was zur Zeit jedoch den Symbolcharakter des Einverleibungsaktes in Frage stellt, ist unsere sportliche Haltung in der Sammlung von Symbolwertigkeiten, es ist die Kumulation (Migros`Cumulus lässt grüssen!) und die Juxtaposition von Singulärem. Gehen wir zum Türken oder zum Italiener oder zum Vietnamesen? Die Differenzen – kulturell und geschmacklich – spielen keine Rolle, Hauptsache etwas Fremdes.

Die Aufwertung des Essens steht in einem logischen Bezug zur unbestrittenen Bedeutung und Omnipräsenz des Körpers. Niemand zweifelt im Grunde daran, das Essen und Trinken das Wichtigste für den Körper sind. Was zur Zeit jedoch beeindruckt, ist, dass diese Tätigkeiten in auffallender Weise geistig-emotionale Aufgaben übernommen haben, wie es sonst nur bei Säuglingen der Fall ist. Die Frage drängt sich auf: Befinden wir uns in der totalen Regression, oder ist es ein Zeichen der Reife, dass wir uns selbst die Brust reichen? Oder handelt es sich dabei einfach um einen der Globalisierung zuzuschreibenden Effekt (eigentlich wollen wir gar nicht, wir müssen aber, weil das Angebot da ist). Mit dem Verschwinden des Singulären geht natürlich die Produktion von denjenigen Dingen einher, die als Fossile von morgen bezeichnet werden könnten. Die Frage drängt sich auf: Hat es je etwas interessanteres für den Geist gegeben als ein Fossil? Hegel ging sogar so weit, dass er sagte: „Der Geist ist ein Knochen“.

Die Fixierung auf den Körper und sein Wohlergehen bringt gewisse traditionelle Hierarchien durcheinander. Vom Körper als einem Ansprüche stellenden Subjekt auszugehen stellt uns vor die Frage, was uns Geistiges noch wert ist, denn der ganze Diskurs, den ich hier summarisch skizziert habe, geschieht im Namen der Körper. Anders gesagt: Unserem Körper delegieren wir zunehmend, hinsichtlich der Befriedigung seiner Bedürfnisse Ansprüche zu stellen. Damit aber räumen wir die Möglichkeit ein, dass aus der Kluft, die zwischen Anspruch und Bedürfnis stehen könnte, unser Körper ein Begehrender wird. An diesem Punkt beginnt das Diktat des Körpers bzw. der Sprache, die wir ihm verleihen. Doch es ist wohl klar, dass diese Sprache aus dem Register des Imaginären für uns spricht, aus einem Feld, welches von seiner Struktur her aus einer Doppelung besteht. Diese Doppelung besitzt durchaus materielle Realität: Es gibt w vorprogrammiert: Je intensiver der Anspruch auf eine Bildungskultur, desto krasser alles, was sich ausserhalb dieses Feldes befindet. Anders gesagt: Wenn der berühmte Spruch „du ohl keinen Fitnessraum, der ohne Spiegel auskäme. Und nicht von ungefähr stellt die Figur des Narziss` das prominenteste Beispiel für diese Konstellation dar. Bei so viel Selbstverliebtheit, bei soviel Selbst-Intimität, die wir uns gönnen, ist die Flucht in die virtuellen Räume nicht verwunderlich. Bei so viel Aufmerksamkeit, die wir direkt oder

indirekt, bewusst oder unbewusst unserem Körper schenken, erstaunt es nicht, dass sich immer mehr Menschen in ein körperloses Gegenüber im Internet verlieben bzw. nichts dagegen haben, dass der körperliche Kontakt eine Zeitlang ausbleibt (ich glaube, dass der Erfolg des Mobiltelefons auch unter anderem hier seine Erklärung finden kann). Die Entfremdung, die Unerträglichkeit der Intimität ist ein kolossaler Widerspruch in der ganzen Körpereuphorie.

Die Konsequenzen solcher Phänomene stellen keine Neuigkeit dar. Was ich Ihnen mit diesem Exkurs, vor allem mit der karikierten Gegenüberstellung von der Welt als dem Eldorado des Fleisches und der Schule als dem Templum des Geistes zeigen möchte, ist, dass die Erfahrung von der „verkehrten Welt“ auch in die entgegengesetzte Richtung valabel ist. Die Schule erscheint nicht nur vielen Partizipanten der Fun-Gesellschaft als Affront. Auch denjenigen, welche sie von innen betrachten und sie mikrokosmisch als ihre Welt erleben, kommt sie oft verkehrt vor – eine Erfahrung, die vielleicht Schülerinnen und Schüler intensiver erfasst als deren Lehrende, aber auch diese werden nicht verschont. Das heisst: Auch als Lehrende empfinde ich die Kluft zwischen meinem Körper und dem sogenannten Lehrkörper. Auch als Lehrende kann mich das Gefühl packen, ein Instrument zu sein anstatt eine Instanz: Statt bildend am Werk zu sein, funktioniere ich nur noch als Informationsträger. Hier müsste genau untersucht werden, wie gross der Leidensdruck ist und wie sich das Wohlbefinden des Einzelnen artikuliert.

Ich gehe davon aus, dass der Ausdruck einer pädagogischen Haltung sich primär in der Artikulation vermittelt. Das Interessante ist ja, dass wir bei allem, was wir unserem Körper unterstellen – auch im Sinne eine Körpertherapie zum Beispiel – ohne Rekurs auf Worte nicht auskommen

Um Sinn zu machen, muss sich die Körpersprache einem Alphabet unterwerfen, welches im Original unserer Sprache vorgebildet ist. Bitte werfen Sie mir keine Sophisterei vor, wenn ich Ihnen nun als kleinen Trost vorerst die Hegelsche Lektion vortrage: dass nämlich die Welt immer verkehrt erscheint, sobald man über sie nachdenkt. Dieser Befund hat weniger mit der Welt etwas zu tun als mit der Aktion des Denkens selbst. Eine gewisse Asymmetrie ist also sowohl im Denkprozess, aber auch, wie ich gleich ausführen werde, in der Praxis nicht nur unvermeidbar, sondern der Sache sogar förderlich.

Bildung heisst Ich-Bildung

Auf der Suche nach einem neuen Bildungsideal legt der Romanheld Musils seine bevorstehende Bildungsreise als eine Ichsuche aus. Die Ich-Bildung scheint – wie im Leitbild Ihrer Schule – auch bei Musil die Voraussetzung wahrer Bildung zu sein. Doch wie bildet sich unser Ich aus? Wie und wann finden solche Schritte in der Schule statt, die

sich ja nicht primär als ein Ort der Ich-Bildung definiert, sondern viel eher den Auftrag hat, Wissen zu vermitteln und auf diese Weise etwas zur Bildung beizutragen?

Ein kritischer Blick ins Leitbild des Muristalden

Wenn ich mir die Programmatik Ihrer Schulkultur genauer anschau, fällt mir auf, dass Bildung einen grossen Raum in Anspruch nimmt. Persönlich stolpere ich jedoch an der zu sehr idealisierten Skizzierung der Schularena. Ich kann es auch anders sagen: Mir fehlen die Klippen, denn „die Erfahrung des Fremden“, das Lernen „des genauen Denkens“ befähigen nicht automatisch zur „Wahrnehmung von Glück“. Ich würde sogar meinen, es ist umgekehrt !

Obwohl das Leitbild sehr klug zunächst von etwas Negativem ausgeht, nämlich vom Fremden, und versucht über einen dialektischen Umschlag den Schritt zu deren vollkommenen Aufhebung zu vollziehen, bleibt tatsächlich die Frage offen, was mit dem „Fremden“ wirklich passiert. Ist eine totale Integration immer möglich? Ich glaube, dass es dem Dekonstruktivismus gelungen ist, zu zeigen, dass in der auf Totalität zielende Perspektive immer eine „differance“, ein Riss übrigbleibt. Und vor allem: Produziert denn der zwanghafte, weil der Schulprogrammatik verschriebene Wille zur Assimilierung des Fremden nicht unweigerlich eine entsprechende Entgleisung, sprich Fehlleistung? Um es anders zu sagen: Davon ausgehend, dass keine Totalität existenzfähig ist, frage ich mich, wo, an welchem Ort, in einem hermetisch gedachten Bildungsauftrag die Risse sichtbar werden.

Und noch etwas: Bilden im Sinne von vorbildlich sein (wie dies vor allem auch die Anekdote von Rabbi Noach unterstreicht), ist einer Gefahr ausgesetzt, die auf den Namen „burn-out“ hört. Das heisst: Je unnachgiebiger das Ziel, vorbildlich zu sein, desto mehr der Erfolgs- bzw. Leidensdruck.

Es wäre schon eine ordentliche Leistung an sich, wenn es einer Schule gelänge, die Wahrnehmung überhaupt zu schärfen anstatt die Wahrnehmung von etwas Bestimmten, wie zum Beispiel dem Glück. Es gibt ohnehin einfache und raffinierte Strategien, um sich die letztere anzueignen, dazu ein Beispiel: „Ein Jude reagiert ganz empört, als er einen anderen Juden antrifft, der eine Nazi-Zeitschrift liest und fragt nach dem Grund für die ungewöhnliche Lektüre. Der andere antwortet: „Wenn ich jüdische Zeitschriften lese, dann muss ich ständig zur Kenntnis nehmen, dass dauernd irgendwelche Anschläge gegen uns gerichtet sind, dass man uns nicht mag, dass wieder ein Jude beschimpft wurde, dass Antisemitismus grassiert, dass die Juden selber schuld sind usw. In den Nazi-Zeitschriften aber lese ich nur erfreuliches. Da steht, die Juden regieren heimlich die Welt, sie sind die Reichsten, sie hätten bei allen Zeitungen etwas zu sagen usw.“

In Ihrem Bildungsauftrag kommt dem persönlichen Austausch eine sehr grosse Bedeutung zu. Wenn sich dieser begrüssungswerte Vorsatz realisieren lässt – darüber können Sie besser Auskunft geben als ich -, dann müssen Sie zur Kenntnis nehmen, dass Sie als Subjekte darin eine primordiale Rolle spielen. Und „eine Rolle spielen“ verstehe ich im buchstäblichen Sinne.

Allwissende Lehrer/-innen – unwissende Schüler/-innen

Die Situation während eines Unterrichts ist gewiss komplexer, Tatsache ist aber, dass der Lehrer oder die Lehrerin – wie klassischerweise Ärzte auch – sich in einer vergleichbaren Situation befindet wie der Psychoanalytiker seinem Klienten gegenüber. Diese Konstellation findet man zwar in vielen anderen Gestalten wieder, aber ich glaube, dass die zwei erwähnten Professionen am ehesten mit dem zu tun haben, was normalerweise das Geschäft der Psychoanalyse ist.

Dieses Geschäft, wie auch immer sein Auftrag lauten mag, inszeniert sich immer in einem Duett zwischen einem „Wissenden“ und einem „Unwissenden“. Der Laie bei seiner Ärztin, sofern er nicht vom Fach ist, ist immer unwissend, ganz egal, wie gebildet er ist.

Der Analysand kann seinem Analytiker nichts anderes unterstellen als das Wissen (das Zustandekommen einer Analyse oder einer Psychotherapie ist undenkbar, wenn dem Analytiker nicht unterstellt wird, er hüte ein Geheimnis, da er ja wissen müsse, wovon der Analysand spricht). Im Fantasma des Klienten ist der Psychoanalytiker ein Allwissender, der vor allem einen Einblick in die Bedeutungssphäre seiner Rede hat. In der Schule ist dieses Szenario offensichtlicher, da es ja hier rein definatorisch um Wissen und um dessen Vermittlung geht. Wenn aber der Psychoanalyse vor allem seit Lacan etwas gelungen ist, dann dies: zu zeigen, wie sehr das Wissen, selbst das cartesische cogito mit den Mechanismen des Unbewussten verwoben ist. Mit dem Wissen bzw. der Unterstellung des Wissens geht nämlich einher...ja werfen Sie einmal einen Blick auf das Fernsehprogramm, auf den Erfolg von Arzt- oder neuerdings auch Anwaltsserien zum Beispiel...mit dem Wissen geht das Begehren einher. Das ist schon bei Platon dokumentiert, wenn Sie sich sein Gastmahl vergegenwärtigen.

Freud nannte die Handhabung des Wissens etwas kühn Übertragung der Übertragungsliebe und definierte diese als die Gefühle, Regungen und Fantasien, welche ein Analysand seinem Analytiker entgegenbringt. Kein Mensch, dem wir Wissen unterstellen, entgeht unserer Übertragung. Damit sollte klar sein, welche Position eine Lehrerin oder ein Lehrer unweigerlich vor einer Klasse einnimmt.

Mit der Verwendung des Über- bzw. Kosenamens „Übertragung“ für den Liebesbegriff signalisiert Freud ferner, dass er die Liebe als ein metaphorisches Ereignis auffasst. So verstanden, hat die Liebe mit Hingabe wenig zu tun. Sie nimmt als ein ästhetischer Prozess

wahr – ästhetisch im Sinne von „aïsthanesthai“, wahrnehmen. Doch jede Wahrnehmung, der Wahrheitsanspruch jeder Wahrnehmung ist innigst mit der Täuschung verbunden. Auf der Ebene der übertragenen Rede findet aber auch die Verbindung zur Wahrheit statt, denn auch sie ist eine Metapher – ganz besonders, wenn sie *nackt* daherkommt. Ein Bild hat sich am Anfang des Nachdenkens über die Metapher, seit Aristoteles also, über die „Königin der Tropen“ eingebürgert. Seit der Metapher „Achill war ein Löwe in der Schlacht“ hat sich das Bild vom majestätischen Sprung des brüllenden Löwen selbst zu einem Gleichnis für die Metapher etabliert. Während der heilige Petrus vor der Diabolik der Metapher warnt „seid nüchtern und wachet, denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe“, Shakespeare einem Redner zujubeln lässt „gut gebrüllt, Löwe“, stellt Freud, wie allgemein bekannt, fest, „dass der Löwe nur einmal springe.“ Der löwenhafte Ur-Sprung der Metapher zeigt, dass die Liebe als ein metaphorisches Ereignis sich nur in einem Raum der Übertretung, im Dschungel abspielen kann. Ich zitiere hier Lacan: „Das Begehren der Analyse ist kein reines Begehren. Es ist ein Begehren nach der absoluten Differenz, die dann auftritt, wenn das Subjekt, konfrontiert mit dem Ursignifikanten, erstmals in die Lage kommt, diesem sich zu unterwerfen.“

Vom Lieben...

Als Lehrerin befinde ich mich in der Position, welche von der Lacanschen Psychoanalyse als die des „sujet supposé savoir“ bezeichnet wird. Ich bin diejenige, der Wissen unterstellt wird, diejenige, die angeblich weiss. Wissen aber ist der Motor der Liebe und Anerkennung. (Wann immer ich in der Folge von der Liebe in der Schulsituation rede, dann meine ich damit die zulässigen Anerkennungsformen.)

Sie kennen die Erfahrung: Einen Lehrstoff kann man nur dann erfolgreich vermitteln, wenn es einem gelingt, die Begeisterung, die Liebe, die Verve für diesen Stoff zu vermitteln. Das ist der Zündstoff. Und geliebt/anerkannt wird man als Lehrerin und Lehrer (wie sonst im Leben auch) nur, wenn man selbst als „Liebender“, als „Anerkennender“ daherkommt, als einer, der Interesse aufbringt für das Singuläre einer jeden Schülerin, eines jeden Schülers. Ein schier unmögliches Unterfangen, aber wenn ein Schüler in seiner Singularität anerkannt wird, dann kommt seine Anerkennung zurück, die eine ist, die den Lehrer in seiner Allgemeinheit, in seiner Funktion als Lehrer bestätigt. Das ist eine unaufhebbare und eine nicht aufzuhebende Asymmetrie: Die Anerkennungsstruktur der beiden.

Indem ich also diejenige bin, der Wissen unterstellt wird, bin ich als Lehrerin ein potenzielles Liebes- bzw. Anerkennungsobjekt. Die Mechanismen, die hier am Werk sind, sind nicht viel anders als in der psychoanalytischen Praxis (Verliebtheiten!). Auch hier bewahrheitet sich eine Verbindung auf der Folie der Täuschung: die Täuschung des

Lehrers, dass er beispielsweise meint, die Inegalität sei unfair, und die Täuschung des Schülers, der meint, dass das Lehrersein seines Lehrers diesen ganz und gar als Menschen decke. Die Schüler meinen oft, der Lehrer oder die Lehrerin hätte kein anderes Geniessen, als in der Schule zu sein. Lassen wir es beiseite, dass Lehren tatsächlich etwas Erotisches ist, das auch Geniessen bereitet...¹

Gute Eltern sind wir nicht, wenn wir nur für unsere Kinder leben, sondern, wenn wir nebst unseren Kindern unsere Eigenständigkeit bewahren und unserem Begehren Raum lassen. Es ist also wie in der Analyse auch das Begehren des Lehrers, das Begehren der Lehrerin, welches hinter der Bühne des regulären Unterrichts die Fäden zieht, schliesslich ist alles, was man denkt, entweder Zuneigung oder Abneigung.

Sie stellen sich vermutlich nun die Frage, was denn das Begehren sein soll. Dazu ein kleiner Exkurs:

...und vom Begehren

Wenn wir davon ausgehen, dass wir in die Sprache hineingeboren werden, dann konstruiert sich unsere Identität innerhalb der Sprache. Das hat allerdings seinen Preis. Die Konstitution der Identität geht einher mit der Erfahrung des Verlusts, die ja hinter dem ersten Moment der Symbolisierung steht (das Freudsche fort/da). Ich kann hier nur auf Maurice Blanchot verweisen, der in Anlehnung an Hegel schreibt: „Jedes Wort ist das Grab der Dinge“. Wenn also das Kind etwas von seiner Mutter verlangt, so insistiert dieser Verlust in allem, was sie überhaupt als Reaktion dem Kind entgegenbringen kann, denn: „Der Anspruch an sich zielt auf etwas anderes als die Befriedigungen, nach denen er ruft“. Anders gesagt: Jedesmal, wenn dem Anspruch des Kindes durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse begegnet wird, wird dieses „etwas andere“ an den Ort seiner ursprünglichen Unmöglichkeit verwiesen. Das ist es, was ich in der Lacanschen Psychoanalyse unter „Begehren“ verstehe. Das Begehren kann – strukturell – als der Rest des Subjektes bezeichnet werden, als etwas, das stets übrig bleibt, als solches keinen Inhalt hat. Es ist vergleichbar mit der Nullstelle in der Zahlenreihe – eine Stelle, die zugleich konstitutiv, aber auch leer ist. Man könnte vereinfachend auch sagen, dass das Begehren die Artikulation der Signifikanten ist. Der Signifikant hat bei Lacan eine spezielle Bedeutung: Es ist ein Zeichen, das auf ein anderes Zeichen verweist, welches seinerseits so strukturiert ist, um die Abwesenheit eines anderen Zeichens zu bedeuten oder anders: um sich ihm in einer Paarkonstellation zu opponieren. Das klassische Beispiel für einen Signifikanten ist eine Fehlleistung oder ein Symptom. Es sind also nicht die unausgesprochenen Inhalte, die das Unbewusste charakterisieren; von Gewicht sind die Formen, welche als die Träger-

¹ vgl "Momente" 8, die Maturrede von A. Struchen über Bildung und Erotik

instanzen der Inhalte zu vernehmen sind. Aus dieser Prämisse folgert Lacan, dass das Unbewusste sich nicht im Diskurs ausdrückt, sondern, dass es strukturiert ist wie eine Sprache, bzw. das Unbewusste ist in seinem Kern so von der Sprache geprägt, dass es ein Effekt der Sprache ist. Sämtliche Phänomene, mit denen die Klinik – folgerichtig aber auch eine „Schulkultur“ – im Symptom zu tun hat, sind demnach strukturiert wie eine Sprache.

Haltung und Leidenschaft

Um meine Ausführungen zu einem vorläufigen Ende zu bringen: Das Problem, welches sich in der pädagogischen Haltung stellt, liesse sich vielleicht vergleichen mit der Position des Sokrates-Lehrer und den Pädagogen seiner Zeit, das waren damals Rhetorikmeister. Ich meine hier nicht den platonischen Sokrates, denjenigen der Platon für seine Ideenlehre als Meister und Garant verpflichtete. Ich meine den hysterischen Sokrates als Urbild des Lehrenden, der von sich behauptete er wisse nichts, er kenne sich nirgends aus ausser in den Liebesangelegenheiten.

Der sokratische Diskurs, der ihm Verehrer und Liebhaber, aber auch den Tod einbrachte, beruht auf einer Kunst, die bekanntlich auf den Namen Ironie hört. Sokrates kann nicht lieben, daran hält Lacan in seiner an Platons Symposion orientierten Übertragungstheorie fest, weil er weiss: Das einzige, worum er weiss, ist die Natur von Liebesangelegenheiten. Sokrates kann die Metapher der Liebe nicht annehmen, er kann die Ersetzung des Liebhabers durch den Geliebten nicht akzeptieren, weil er weiss, „dass nichts an ihm ist“. Dieses Wissen um die Leere, welches es Sokrates verunmöglicht zu akzeptieren, dass er etwas hat, was dem anderen fehlen könnte, dürfte das Wissen um die metonymische Struktur seines Begehrens sein. Denn in seiner Inszenierung als Nichtwissender ist Sokrates begehrend und nur in dieser Rolle stets das Geliebte für den anderen.

Ich habe vorhin beiläufig erwähnt, dass „die Rolle, die Sie spielen“ von entscheidender Bedeutung ist. Der Hauptaspekt der Lacanschen Übertragungstheorie liegt nämlich auf dem Begriff der Täuschung, einem Begriff, welcher eindeutig einer Sphäre entnommen ist, die mit Sehen, mit Wahrnehmung zu tun hat. Doch das Lacansche Täuschungsmanöver selbst, *seine* Ironie in dieser Angelegenheit scheint mir darin zu liegen, dass er die Täuschung, den sophistischen Grundbegriff par excellence, ausgerechnet einer Philosophie entlehnt, welche bekanntlich für die sophistische Lehre, d.h. die Rhetorik, nichts übrig hatte. Was Lacan mit der Destillation des Täuschungsbegriffs bei Platon bzw. Sokrates gelingt, hat weitgehende Konsequenzen. Sie entlarvt die mit Platon einsetzende philosophische Machart als einen Scherz, der nur einem genialen Rhetoriker hätte einfallen können.

Nun, wenn die Schule keine Geflügelfarm für hochfliegende Gedanken sein soll, dann muss deren Pflege anders geartet sein.

Ohne ein funktionierendes, wie Sie es auch nennen wollen: Anerkennungs- oder Liebes- oder Sympathiesystem, ohne die Möglichkeit, dass die Lehrenden ihr Begehren leben können, kann keine Schule ihrem Bildungsauftrag im wirklichen Sinne nachkommen (im übrigen ufert ja der Musilsche Bildungsroman auch in eine Liebesgeschichte aus!).

Ob nun die Schüler und die Schülerinnen während des Unterrichts trinken oder Kaugummi kauen wollen, weil man herausgefunden haben soll, dass dies ihrer Gehirntätigkeit förderlich ist, hängt einzig und allein von Ihnen ab und davon, wie sie Ihr Setting definieren. Sie sind als lehrende Subjekte das Epizentrum der Bildung. Und ich verwende absichtlich das Wort Subjekte, weil ich Sie nochmals daran erinnern möchte, dass die Wahrheit Ihrer Subjektivität substantiell an der Verwirklichung Ihres Bildungsauftrags beteiligt ist. Und so gesehen, leuchtet es vielleicht ein, wenn ich nun auch mit Musil abschliesse, der sagt: „Das Wissen ist ein Verhalten, eine Leidenschaft!“ – seien Sie leidenschaftlich, Sie sind es sich wert!